

Tribhuvanamalla Vikramāditya VI. (1076—1126) hatte der Mahāmandaleśvara Āhavamalla Permandi eine Stiftung für ein Jaina-Kloster gemacht, und der Häuptling Chillamaya den Yellama-Tempel errichtet. Gelegenheitsfunde jedoch weisen bis in prähistorische Zeiten zurück, verwandt mit den Kulturen von Kotdiji, Nevasa und Yeleśwaram.

H. GOETZ, Heidelberg

R. S. MCGREGOR, *The Language of Indrajit of Orchā. A study of early Braj Bhāṣā Prose*, 1968, Cambridge, At the University Press, Seitenzahl: 264.

Das vorliegende Buch, die überarbeitete Fassung einer Londoner Dissertation, stellt einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der frühneuindischen Sprachform dar. Denn der hier aus einem einzelnen, aber guten Ms. edierte Text, ein von dem Raja Indrajit um 1600 verfaßter Kommentar zum Nitiśataka des Bhartṛhari, ist der erste bekannt gewordene Prosatext in Braj Bhāṣā, der einst blühenden, aber heute durch das allmächtige Hindi zur völligen Bedeutungslosigkeit verurteilten Literatursprache von Nordindien. Mit Recht betont der Autor (p. 7f.), daß wir von einem solchen Text weitgehend Aufklärung darüber erwarten können, was in den politischen Werken nur Zugeständnisse an Metrum, Reim, Stil usw. ist und was der wirklichen gesprochenen Sprache angehört. Ein konkretes Beispiel ist *āhi*, das bisher nur als eine ausschließlich durch das Metrum bedingte oder gar der Braj Bhāṣā gar nicht angehörige Dialektvariante zu *hai* „ist“ gedeutet wurde, in unserem Text aber deutlich für Sätze von emphatischem Charakter kennzeichnend ist (p. 163).

Daß es freilich auch bei einem Prosatext gar nicht so einfach ist, an die wirklich gesprochene Umgangssprache heranzukommen, zeigt bereits deutlich die Lautlehre. Wie in den meisten Dokumenten des Frühneuindischen wimmelt es auch hier von graphischen Varianten, die auf phonologischer Aufhebung, historisierender Schreibung (wie bei *y* für *j* p. 119f.), Einfluß der Sprache des zeitlich späteren Abschreibers und nicht zuletzt auch auf Schreibfehlern beruhen. Bei den Bemühungen, zu der dahinter stehenden Phonologie Indrajits vorzudringen, scheint mir der Verfasser nicht immer gleich erfolgreich zu sein. So kann aus Schreibungen wie *sali* neben *salya* wohl kaum auf eine allgemeine Schwächung des *a* im Auslaut geschlossen werden; es kann sich genausogut um eine dem mittelind. Saṃprasāraṇa vergleichbare Sonderregelung hinter dem Phonem *y* handeln. — Die umständliche Behandlung des graphischen Wechsels von *b* und *v* (p. 120f.) wäre wohl nicht nötig gewesen; die Annahme, es habe — wie etwa im modernen Spanischen — nur ein stimmhaftes labiales Phonem gegeben, das je nach Umgebung zwischen *b* und *v* schwankte, genügt doch vollkommen. Im übrigen stört hier wie auch bei anderen Stellen der unklare, weil nirgends definierte Gebrauch der Termini „stress“, „stressed syllable“. Ein distinktiver Akzent kann damit nicht gemeint sein, denn einen solchen hat es seit frühmi. Zeit bis heute in keiner neuindoar. Sprache außer im äußersten NW gegeben, ebensowenig die rein phonetische Verstärkung der Intensität, die prosodisch schwere Silben im Neuind. zu bekommen pflegen, sonst könnte in p. 114 § 7 nicht die Frage gestellt werden, ob es ein „unstressed ū“ in der Sprache gegeben habe.

Die Formenlehre, die der Verfasser selbst als „relatively homogenous“ (p. 127) bezeichnet, ist mit großer Sorgfalt und Übersicht dargestellt. Zu fragen ist nur, wieso das Absol. auf *-i* als „Stammform (stem form)“ bezeichnet wird; aufgrund einer (unstatthaften) Übertragung aus dem modernen Hindi, wo ja durch den Schwund des *-i* das Kurz absol. sekundär mit der Stammform zusammenfällt? Interessant ist die Verbindung der Partikel *-him* für das bestimmte Objekt (p. 217).

Sehr dankenswert ist der Anhang über die wesentlichsten Eigenheiten der Sprache Indrajits (p. 226—232). Dagegen war der Verfasser nicht gut beraten, als er sich statt mit einem vollen Spezialwörterbuch mit einem „select glossery“ begnügte. Gerade die Schlichtheit des Textes hätte zusammen mit seiner vorzüglichen Darbietung und Bearbeitung das Buch besonders geeignet als Einführung für Anfänger gemacht, der sich nun auch weiterhin die Vokabeln mühsam woanders zusammensuchen muß.

HERMANN BERGER, Heidelberg

BISWADEB MUKHERJEE: *Die Überlieferung von Devadatta, dem Widersacher des Buddha, in den kanonischen Schriften* (= Münchener Studien zur Sprachwissenschaft. Beiheft J.) München 1966.

Unter den prominenten Jüngern des Buddha nimmt sein Vetter Devadatta eine auch religionstypologisch besondere Stellung ein, worauf das Wort „Widersacher“ im Titel des anzuzeigenden Buches hindeuten scheint. Jedoch hält sich die Arbeit selbst von religionsgeschichtlichen Betrachtungen frei; sie ist vielmehr eine literargeschichtliche Untersuchung über die Legenden von Devadatta nach „kanonischen Schriften“. Hierunter versteht M. die *Vinaya-Piṭakas* der verschiedenen Schulen in Sanskrit, Pali und Chinesisch. Etwas Material hat noch der *Aṅguttaranikāya* des Palikanons sowie der *Saṃyukta-* und der *Ekottarika-Āgama* des chinesischen *Tripiṭaka* geliefert.

In der Masse dieser Überlieferungen stellt M. 34 Episoden fest; 15 davon bilden, weil sie in mehreren Texten erhalten sind, die Hauptüberlieferung, 4 weitere erscheinen nur in zwei bis drei Berichten, und 15 Episoden werden nur in je einem einzelnen Text überliefert. Die „Hauptüberlieferung“ behandelt der Verfasser nach zwei Betrachtungsstufen: A bezieht „diejenigen Überlieferungen ein“, „die zum ältesten Bestand der Devadatta-Berichte gehören; die übrigen späteren Überlieferungen werden in der Betrachtungsstufe B behandelt“ (S. 5). Mehrere Resümees dienen dem Leser, das inzwischen Erarbeitete zu überblicken (S. 95—100; 145—147). Die Arbeit schließt (S. 148) mit einer „schematischen Darstellung der Hauptentwicklungslinien der Devadatta-Legende in der Vinaya-Literatur“, mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis (S. 149—155) und drei Indices (S. 156—158).

Seinen Stoff hat M. vorzüglich disponiert, sein Vortrag ist mustergültig klar, sein Deutsch fehlerlos. Daß M. sich irgendeinem akademischen Lehrer verpflichtet fühlt, sagt er freilich nicht; daß er aus der Göttinger Schule kommt, erklärt aber bestimmt manchen Vorzug seiner Arbeit. Der Leser kann dies nur aus der Adressenangabe auf der Rückseite des Titelblattes erraten. Es erscheint nicht ganz verständlich, warum die Herausgeber der „Münchener Studien“ nicht auf größere Deutlichkeit gedrungen haben.